



Kaum kündigt sich der Frühling an, geraten an Frankreichs Atlantikküste die gewohnten Rhythmen aus dem Takt. In gleich mehreren Départements wurde die Muschelfischerei fast vollständig gestoppt – der Grund: eine toxische Mikroalge, die derzeit in Massen auftritt und ernste gesundheitliche Risiken birgt.

Die Rede ist von *Pseudo-nitzschia australis*, einer Alge, die ein starkes Nervengift produziert – Domoinsäure. Gelangt dieses Toxin über Muscheln in den menschlichen Körper, kann es nicht nur Magen-Darm-Beschwerden verursachen, sondern im schlimmsten Fall zu neurologischen Ausfällen und Gedächtnisverlust führen. Klingt gruselig? Ist es auch. Denn in besonders schweren Fällen kann die sogenannte amnesische Muschelvergiftung sogar tödlich enden.

Ein Albtraum für Fischerei und Freizeitangler

Entlang der Küsten von Loire-Atlantique, Vendée und Morbihan greifen die Behörden derzeit hart durch. In Loire-Atlantique gilt seit dem 27. März ein absolutes Verbot – Muscheln dürfen dort weder gesammelt noch verkauft oder transportiert werden. Ob professioneller Fischfang oder Hobby-Sammler: Alle müssen die Finger davon lassen.

In der Vendée sind besonders die Inseln Noirmoutier und Yeu sowie der Küstenabschnitt bei Fromentine betroffen. Auch dort – rote Karte für jegliche Muschelaktionen.

Und Morbihan? Dort zieht sich die Liste der gesperrten Gebiete ebenfalls lang: Plouharnel, die Flussmündung von Étel, die Reede von Lorient, Belle-Île – überall gelten die gleichen Einschränkungen.

Ironischerweise passiert das alles kurz vor den sogenannten „großen Gezeiten“. Diese Frühjahrsphänomene locken Jahr für Jahr unzählige Muschelsucher an die Strände – ganze Familien, die mit Eimern und Rechen bewaffnet ihr Abendessen aus dem Sand holen. Doch dieses Jahr bleibt's bei der Vorstellung. Die Warnungen sind eindeutig: Wer jetzt Muscheln isst, geht ein Risiko ein, das schlicht nicht vertretbar ist.

Was steckt dahinter?

Natürlich taucht *Pseudo-nitzschia australis* nicht zum ersten Mal auf – Mikroalgen gibt's schon, seit es Meere gibt. Aber die Heftigkeit dieser aktuellen Blüte hat eine neue Qualität. Die Bedingungen im Ozean haben sich verändert. Und viele Meeresbiolog*innen sind sich einig: Die Erwärmung des Wassers durch den Klimawandel ist ein zentraler Treiber für solche Ausbrüche.



Ist das ein Zufall, dass schon im Dezember 2023 ebenfalls Teile der französischen Küste dichtgemacht wurden – damals wegen Noroviren in Austern? Wohl kaum. Besonders rund um Arcachon, wo jährlich über 8.000 Tonnen Austern geerntet werden, sorgte der Vorfall für Aufsehen. Das Muster ist zu deutlich, um es zu ignorieren: Die Risiken in unseren Küstengewässern nehmen zu – und sie tun es schnell.

Was bedeutet das für die Menschen vor Ort?

Für die betroffenen Fischer*innen ist das nicht nur eine Umweltmeldung – es ist ein wirtschaftlicher Schlag. Viele leben direkt von der Schalentierernte, haben keine großen Rücklagen und erleben solche Sperrungen als existenzielle Bedrohung. Und die Freizeitangler? Die fühlen sich oft übergangen – dabei geht es schlicht um Gesundheitsschutz. Domoinsäure wirkt schnell, oft schon eine Viertelstunde nach dem Verzehr. Die Symptome? Übelkeit, Durchfall, Kopfschmerzen. In seltenen Fällen sogar Krampfanfälle und Bewusstlosigkeit.

Warum sollten wir also leichtsinnig handeln?

Vorsicht ist keine Panikmache

Die Gesundheitsbehörden rufen dazu auf, in den betroffenen Regionen auf das Sammeln und Essen von Muscheln zu verzichten. Auch nach starken Regenfällen sollte man mindestens zwei Tage abwarten, bevor man wieder ans Muschelsammeln denkt. Denn Regen spült viele Stoffe ins Meer – darunter auch Nährstoffe, die Algen zum Wachsen bringen. Klingt paradox? Ist aber Realität.

In diesen Tagen heißt es also: Lieber auf Nummer sicher gehen. Und bei jeder geplanten Aktivität an der Küste: kurz online checken, was erlaubt ist und was nicht. Niemand hat was davon, wenn aus dem Muschelgericht ein Notfall im Krankenhaus wird.

Ein Symptom eines größeren Problems

So beunruhigend einzelne Ereignisse wie diese Algenblüte auch sind – sie sind mehr als bloße Ausnahmen. Sie zeigen, wie eng unsere Ökosysteme mit dem Klima verknüpft sind. Und sie legen offen, wie schnell sich Verhältnisse ändern können, wenn die Temperatur nur ein wenig steigt.

Kann man solche Entwicklungen stoppen? Nicht komplett. Aber man kann sich besser vorbereiten – mit besserer Überwachung, schnellerer Kommunikation, technologischen



Innovationen. Und mit dem Bewusstsein, dass Klimawandel kein fernes Szenario mehr ist, sondern längst Realität. Für Fischer, für Behörden, für uns alle.

Gleichzeitig drängt sich eine unbequeme Frage auf: Wie lange können fragile Küstenregionen solche Belastungen noch aushalten, ohne dass ganze Lebensmodelle kippen?

Mehr Zusammenarbeit, weniger Verdrängung

Klar ist: Die Bekämpfung solcher Algenblüten kann nicht allein Sache der Küstenwache sein. Es braucht eine Zusammenarbeit – zwischen Klimaforscherinnen, Ozeanografinnen, Epidemiologinnen, Politikerinnen. Denn nur mit einem breiten Blick lassen sich diese Entwicklungen wirklich begreifen – und Lösungen finden, die nicht nur kurzfristig wirken.

Vielleicht braucht es auch ein Umdenken im Tourismus. Vielleicht sogar eine neue Idee davon, wie wir Küsten nutzen – und schützen. Klingt nach viel? Ist es auch. Aber die Zeit drängt.

Und am Ende? Hoffnung. Trotz allem.

Trotz der düsteren Nachrichten: Es gibt Fortschritte. Die Erkennung solcher Algen ist präziser geworden. Labore analysieren täglich Wasserproben. Behörden reagieren schneller als noch vor zehn Jahren. Und immer mehr Menschen verstehen, dass der Schutz unserer Meere kein Nischenthema ist – sondern ein zentrales Element unserer Zukunft.

Vielleicht ist genau das der Silberstreif an diesem toxischen Horizont.

Von Andreas M. Brucker